

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuyz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der alte Schauspieler höhnte leise auf. „Entsetzlich.“ — Lange saß er dann in dumpfes Hinbrüten versunken. Walter schwieg gleichfalls. Eine tiefe Ruhe war in dem niedrigen Zimmer.

Endlich sagte Pieter de Kunter langsam und leise vor sich hin: „Ich weiß nun, wie der Tote dazu kam, Ihnen so sonderbar von mir zu sprechen. Es war bald nach dem Hofball, nach der Nacht, da sich der alte Thomas zum ersten Male zeigte, da stand ich eines Nachmittags in diesem Zimmer am Fenster, am anderen Fenster saß meine Tochter. Da kam der Professor durch das Schloßgäßchen und ging an unserm Hause vorüber. Ich kannte ihn vom Ansehen und als er an meinem Fenstervorbeiging und zufällig aufschaute, erblidte er mich natürlich. Ich trat sofort zurück, aber sein suchender Blick und der Ausdruck in seinen angespannten Zügen, der zu sagen schien: ich kenne dich, weiß aber momentan nicht woher, ist mir im Gedächtnis geblieben“, und rascher schloß er: „Ich habe nicht nur in der Figur, sondern auch im Gesicht große Ähnlichkeit mit dem Bild des Barons Thomas, und da sich die Phantasie des Sterbenden

anderes festzustellen erschien ihm vorläufig noch ungleich wichtiger und rasch fragte er: „Sie sagten, der Hofrat habe Sie zu dem Mummenschanz überredet?“

Der Schauspieler nickte und beteuerte, daß er wirklich angenommen, es handele sich nur um einen Scherz.

„Um etwas anderes kann es sich natürlich nicht gehandelt haben“, entgegnete Walter, „aber ein törichter, unüberlegter und folgenreicher Scherz war es, und nun ich die beiden Hauptpersonen dieses Scherzes kenne, werde ich die Sache sofort zur Anzeige bringen.“ Er sprang auf und erregt kam es über seine Lippen: „Sie dürften sich wegen groben Unfugs zu verantworten haben.“

„Grobe Unfug“, wiederholte der Alte. „Ich kenne die deutschen Gesetze nicht und weiß nicht, um was für einen Paragraphen es sich handelt, aber das weiß ich, daß der Hofrat weder an einen kleinen Scherz noch an einen groben Unfug dachte, als

er die alte Spulgeschicht zum Leben erweckte.“

„An was soll er denn gedacht haben?“ fragte Walter langsam, seine Nervenwaren aufs äußerste angespannt.

„Der Hofrat wußte, daß der Professor Berner leidend war, daß ein Schreden ihn leicht töten könnte“, wagte sich die Antwort flüsternd hervor, „und nach des Professors Tod sollte der stets in Geldnöten schwelgende Schwiegerjohn des Hofrats Galerie-Direktor werden. Ein Posten, mit einem guten Einkommen.“

Ein mühsam unterdrückter Schrei antwortete. „Das ist ja —“ Walter brach ab, um dann zu vollenden „das ist ja beinahe wie ein vorsätzlicher Mord!“

Die Lippen des Schauspielers preßten sich fest aufeinander, wie ein völlig Erschöpfter sah er da, nur seine Augen folgten jeder Bewegung des Jüngeren, der mit ein paar großen Schritten



Deutsche Kriegsfinder in der Wiener Frauenklinik. (Mit Text.)

mit dessen Person wohl am meisten beschäftigte, mag in ihm auch die Erinnerung an mich wieder erwacht sein, wie er mich am Fenster sah. Und wer das Antlitz meiner Tochter einmal erblickt, vergißt es kaum jemals wieder“, stolz sprach er das letzte.

Jetzt war es Walter klar, wie der Professor auf die ihn zuerst so fremd und seltsam anmutenden Worte gekommen, aber etwas

das Zimmer durchquerte. — Das Gesicht des jungen Mannes drückte Jörn, Elend und Empörung aus. Wäre der Hofrat jetzt zur Thür hereingetreten, er hätte ihm ins Gesicht geschlagen, aber gegenüber dieser elenden kleinen Jammergestalt im Lehnstuhl fühlte er sich beinahe machtlos.

„Ein fein ausgeklügeltes Bubenstück!“ stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor und da der Alte noch immer stumm blieb, trat er dicht vor ihn hin und sprach rauhen Tones: „Sie durften sich nicht dazu herbeilassen, eine derartige Gemeinheit zu unterstützen.“

Mit einem Male schien wieder Leben in Pieter de Ruyter zu erwachen. „Ich sagte Ihnen ja, was das alles so kam. Bei meiner Seligkeit, ich hätte mich niemals dazu hergegeben, hätte ich geahnt, welche Motive den Hofrat bewegten, da er mich zu dem kleinen Scherz überredete.“ Lebhafter ward sein Sprechen: „Als ich den Herrn Professor in jener Nacht umsinken sah, erschrak ich wohl, aber erst, als ich von seinem Tod hörte, laufte ich herum, und da erfuhr ich erst, wie leidend er gewesen und erfuhr auch, wer die Anwartschaft auf die Nachfolge des Galleriedirektors hatte.“ Er erhob sich mit einem Ruck: „Und da, mein Herr, in jenem Augenblick, da erkannte ich mit Schauern, ich hatte an einem Verbrechen teilgenommen. Beim Leben meiner Tochter schwöre ich's Ihnen, so verhält es sich.“

„Ob wohl auch der Schwiegersohn des Hofrats im Komplott war?“ fragte der Ingenieur statt einer Antwort.

„Das glaube ich nicht“, meinte Pieter de Ruyter, „wenn er auch leichtsinnig ist, so traue ich ihm doch nichts Niedriges zu.“

„Nun das wird ja die Untersuchung ergeben“, kam es über des anderen Lippen.

„Untersuchung?“ Der Alte leuchte es fast. „Sie wollen die Sache also wirklich dem Gericht übergeben?“

„Muß ich nicht?“ Walter sah den Schauspieler kaum dabei an, „und zwar tue ich das sofort. Ihre Reise werden Sie freilich noch ein wenig aufschieben müssen.“ Er machte eine Bewegung zum Gehen.

Doch der Alte stürzte sich ihm in den Weg. „Erbarmen, Herr, ich bitte Sie, ich flehe Sie darum an“, er vergaß jetzt völlig Adas Anwesenheit im Nebenzimmer, „wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen —“, seine Stimme wollte ihm nicht mehr gehorchen, er zitterte und war dem Zusammenbrechen nahe.

„Ich tue nur meine Pflicht“, Walter legte seine Hand auf die Türklinke.

„Was haben Sie davon, mich und mein Kind unglücklich zu machen!“ schrie der erregte Alte auf und seine beiden Hände kammerten sich um den Arm des anderen.

In diesem Augenblick flog die Thür des Nebenraumes zurück und Ada de Ruyter stand im Zimmer. Ihren Oberkörper umhüllte der bunte Seidenschal, den sie so gerne trug, und über dem wirren Farbungemisch wirkte der Mädchenkopf so fremdartig, so verblüffend und überwältigend schön, daß Walters erhobene Hand langsam vom Türgriff nieder sank. Von dem Zauber des bestirrenden blendenden Antlitzes gebannt, starrte der junge Mann darauf hin, als zeige sich ihm ein Wunder.

Fast minutenlang sprach keiner der drei Menschen ein Wort.

Walter hätte nun gehen können, denn der alte Mann hatte ihn losgelassen und stand gebeugt und völlig unfähig, seiner Tochter die Situation zu erklären, neben ihm.

„Um Gotteswillen, Vater, was ist geschehen?“ zitterte es endlich in angstvoller Frage über Adas Lippen.

Pieter de Ruyter verharrte in stumpfem Schweigen, sein Kopf war plötzlich jedes Gedankens bar und nicht die kleinste Notiz wollte ihm einfallen.

Die Augen des Mädchens gingen zwischen den beiden Männern hin und her, fragten und forschten, und da keiner der zwei zu verstehen schien, wie fieberhaft sie Antwort erwartete, kam sie raschen Schrittes auf den Schauspieler zu und ihn umschlingend, rief sie laut: „Ich beschwöre dich, Vater, mir zu sagen, was dieser Herr“, ein Seitenblick streifte den Ingenieur, „von dir will.“

„Mich dem Gericht anzeigen“, kam es tonlos aus dem Munde des Alten, ihm war's, als spräche er das gar nicht selbst.

Ada schrie auf: „Das kann ich nicht glauben, du, der beste, der edelste Mensch unter der Sonne, hast nichts getan, das die Öffentlichkeit zu scheuen hätte“, sie rief es leidenschaftlich und sah loberte in ihren dunklen Augen auf, die sich jetzt voll dem Fremden zuwandten.

Ada bediente sich ihrer Muttersprache, aber da Walter des Holländischen etwas mächtig war, hatte er das meiste verstanden. Er verwünschte es, so lange mit seinem Fortgehen gezögert zu haben, denn ein Unbehagen beschlich ihn unter dem Blick der großen machtvollen Mädchenaugen und ein Gefühl, als ob er diesem Mädchen ein Unrecht hätte zufügen wollen, fing an, ihn zu peinigen. Mit einem Male schien ihm das, was er noch vor kurzem für seine Pflicht gehalten, übertriebene Strenge und er

begriff nicht, weshalb ihn unter diesen fragenden, herrlichen Augen eine leise Beschämung überkam. Gleich einem ertappten Diebe stand er an der Thür. Er wußte, er konnte das Zimmer sofort verlassen, niemand würde ihn zurückhalten, aber seine Füße rührten sich nicht vom Fleck und unter dem flammenden Blick des jungen Mädchens flutete ihm eine Blutwelle bis zur Stirn.

Als sein ungeladener Besucher gar keine Miene machte, sich zu entfernen, regte sich in Pieter de Ruyter ein leises Pochen und in sein erbarmungswert blaßes Gesicht lehrte ein Hauch von Farbe wieder.

Ada bemerkte die kleine Veränderung im Wesen und Aussehen ihres Vaters sofort und ihr Herz tat froheren Schlag. „Komm, Vater, setz' dich“, sie geleitete den Alten, der müde ging, sorglich zu dem Lehnstuhl, „und nun erzähle, was geschehen.“ Walter war für sie scheinbar gar nicht mehr vorhanden.

Welche Fülle von Liebe für den Vater sich in der Art kundgab, wie das Mädchen ihn umfaßte und mit ihm sprach, dachte der junge Mann und ihm wollte es bedünken, es gäbe auf der weiten Welt niemand, der das Recht hätte, sich störend zwischen diese beiden Menschen zu drängen, niemand, der das Recht hätte, das reine Bild des einen bei dem anderen zu verdunkeln. — Und er selbst war doch soeben noch im Begriff gewesen, das zu tun.

Nein, tausendmal nein, dazu hatte er kein Recht, und ganz unter dem Eindruck des ihn bestürmenden Gedankens sagte er sanft und freundlich, sich Ada zuwendend, in gebrochener holländischer Sprache: „Ihr Herr Vater hat Ihnen nichts, aber auch gar nichts zu erzählen, mein Fräulein, und um ihm den Irrtum zu nehmen, unter dem er zu stehen scheint, möchte ich ihn gerne noch einen Augenblick allein sprechen.“

Ada wechselte einen schnellen Blick mit dem Vater. Der des Alten sagte: „Geh“, verließ noch einmal das Zimmer.

Da ging Ada ohne ein Wort.

Erwartungsvoll und aufgeregt saß der Schauspieler und seine mageren Finger krampfsten sich nervös um die Armlehnen des Stuhles. Leicht vorgeneigt saß er, mit gleichsam lauschendem Gesicht, als könne er nicht schnell genug erfahren, was ihm der andere zu sagen hatte.

„Herr de Ruyter“, begann Walter und seine Stimme klang gedämpft, „reisen Sie in Gottesnamen zurück nach Holland, es wird Sie niemand hier zu halten versuchen.“

Der Alte taumelte empor: „Ist das wahr?“ Ein heller Glanz schimmer zog über sein Gesicht. „Ich ahnte es, daß Sie mir das jetzt sagen würden, und ich hoffte darauf, weil ich bemerkte, wie unschlüssig Sie nach dem Eintritt meiner Tochter wurden.“

Der Ingenieur nickte. „Ihre Tochter liebt Sie unendlich, und ich erlaube, ich dürfte nichts tun, Sie vor Ihrem Kinde herabzusetzen.“ Er sah sinnend vor sich hin und fuhr dann fort: „Der Professor war schwer herzleidend, irgendein anderer großer Schred hätte einen Tag später dieselbe Wirkung tun können, — er ist tot und keinem geschähe ein Gefallen dadurch, daß die ganze Geschichte in die Öffentlichkeit gelangt.“ Keinem als mir, setzte er in Gedanken hinzu und er dachte dabei an das Mißtrauen Frau Ragdas, das nun wohl für immer an ihm hängen bleiben würde.

„Nehmen Sie tausend Dank“, der Alte streckte ihm die Hand entgegen und sein faltiges Gesicht sah förmlich jung aus.

„Ihrer Tochter werden Sie nun irgendeine glaubwürdige Erklärung geben müssen, Sie sagten ihr vorhin, ich wolle Sie dem Gericht anzeigen“, meinte Walter.

Pieter de Ruyter schmunzelte: „Ein alter Komödiant, der so oft von den Brettern herab der Menge allerlei vorgegaukelt, wird mit der einen Zuhörerin wohl auch fertig werden, denke ich“, und ernst sprach er weiter: „Glauben Sie mir, mein Herr, straffrei gehe ich nicht aus, die Erinnerung an das Geschehene wird mich noch oft quälen und peinigen, darüber weg komme ich niemals, aber ich darf nun wenigstens in den Augen meiner Ada derjenige bleiben, der ich bisher für sie gewesen.“

Er schob sich einen Schritt näher heran und in halbem Flüsterton sagte er unvermittelt: „Nun dürfen Sie natürlich auch gegen den Hofrat nicht vorgehen“, Angst mischte sich wieder in seine Stimme, „denn sonst werde ich doch mit hineingezogen.“

„Ich sagte doch vorhin, die Öffentlichkeit wird nichts erfahren, also gehe ich um die Gerichte herum“, gab Walter zurück, aber ein brohendes Licht sprang in seinen Augen auf, als er schloß: „Jedoch werde ich dem Herrn Hofrat eine kleine, sehr, sehr ernste Vorlesung halten.“

Der Alte machte eine zustimmende Bewegung. Ihm war mit einem Male so leicht und glücklich ums Herz, keine Spur der gräßlichen, marternenden Angst, die sich vorhin um ihn gelegt wie eiserne Fesseln, war zurückgeblieben.

„Ada!“ rief er plötzlich laut.

„Der Irrtum hat sich herausgestellt, Ada“, rief der Alte seiner Tochter entgegen, „ich hatte den Herrn vollständig falsch ver-

„Und Ihre Frau Mutter?“

„Ist tot.“

Ein Schleier legte sich über die blauen Mädchenaugen und um den trostigen Mund zuckte es schmerzhaft.

„Wäre sie noch am Leben, hätte ich nicht auszureißen brauchen.“

„Oho, also so steht's? Wie alt ist man denn eigentlich, mein Fräulein?“

„Siebzehn gewesen!“

„Ich dachte es mir. Aber wissen Sie auch, daß ich Minderjährige ohne Erlaubnis des Vaters nicht in die Lehre nehmen darf?“

„Na, dann drahten Sie eben um die Erlaubnis an meinen alten Herrn“, erwiderte sie sorglos. Aber ein bißchen flunkern müssen Sie mir schon zuliebe, und mich als Kochschülerin anmelden. Dann gibt der liebe Alte unbedenklich seinen Segen dazu.“

„Verzeihen Sie, aber so ganz zweifellos will mir das nicht erscheinen.“

„Ach, nur nicht schwerfällig sein, bester Herr Doktor! Drahten Sie im angebendesten Sinne. Er wird sich dann am Fernsprecher melden und Sie werden ja sehen, oder vielmehr hören, daß ich recht habe.“

Und der Burgherr, den die Sache anfang zu belustigen, tat ihr den Willen. Und richtig, nach etwa zwei Stunden meldete sich Herr Bollmar aus Breslau am Fernsprecher, befragte sich beim Burgherrn nach den näheren Bestimmungen, erklärte sich dann ohne weiteres damit einverstanden und wünschte seine Tochter zu sprechen. Als der Burgherr nun aber in der Kanzlei den Auftrag gab, sofort als Eilbrief eine Druckschrift der „Erholungsstätte Burg Lauenstein“ an Herrn Bollmar abzusenden, rang sie in gemachter Verzweiflung die Hände und bat ihn inständigst, dann erst die Stelle mit der „iets vorhandenen Fahrgelegenheit auf die Burg“ zu streichen.

„Sonst kommt er übermorgen angeschwimmt!“ erklärte sie mit einem ganz unglücklichen Gesichte. „Wenn er aber ließt, daß er auf Schusters Kappen den Burgberg bestiegen muß, läßt er's bleiben. Er wiegt nämlich zweihundertachtzig Pfund.“

Das kam so drollig heraus, daß der Burgherr hell aufschauen mußte. Das war ja eine kostbare Sorte von Haustochter, die da der Zufall ins Haus geweht hatte. Der mußte er doch gehörig einmal auf den Zahn fühlen. Er lud sie in dieser Absicht zu einem Waldspaziergang ein und entlockte ihr dabei wirklich alles, was er zu wissen wünschte. Sie war die Tochter eines oberösterreichischen Kohlenkönigs, hatte sich mit dem Vater wegen eines Liebesverhältnisses mit einem armen Adligen überworfen, weil ihn der geldstolze Vater als Mitgiftjäger bezeichnet und seine Einwilligung verweigert hatte. Auf des Burgherrn Frage, was der junge Herr jetzt treibe, antwortete sie ziemlich kurz angebunden:

„Nun, was eben einer tut, wenn er das Fliegen lernt.“

Und als der Burgherr, einen Doppelsinn heraushörend, stutzte, fügte sie hinzu:

„Er ist als Flieger auf dem westlichen Kriegsschauplatz.“

Jrenes Behauptung hatte sich abermals als wahr erwiesen. Nach drei Tagen langte Herr Bollmar an, denn der Burgherr hatte sich zu einer Fälschung seiner Anzeige natürlich nicht verstanden. Obgleich der alte Herr bis vor den Burgfried gefahren war, kam er doch sehr erschöpft und kurzatmig an, schalt auf sein tolles Mädel, das ihn durch diese Reise einem Schlaganfall aussetze, schaute sie aber dabei so strahlend an und verliebt, daß man's ihr nicht verargen konnte, wenn sie sein Schelten nicht ernst nahm.

Später zog er dann den Burgherrn beiseite und fragte:

„Was sagen Sie zu der Göre, Herr Doktor? Anstatt zur Tante nach Nürnberg zu fahren, um sich dort auszubilden und den Mädchentopf zurechtzuden zu lassen, turnt sie hier bei Ihnen und will auf einmal das Kochen lernen. Abgesehen, der erste vernünftige Einfall, den sie bisher hatte. Sonst liebte sie nur Pferde, Hunde und den Sport.“

„Und etwas anderes auch noch“, warf der Burgherr lächelnd ein. „Ei freilich! Also das hat sie Ihnen schon anvertraut? Um so besser! Da kann ich mich kurz fassen! Herr Doktor, Hand aufs Herz, würden Sie ihr einziges Kind, solch' ein Kernmädel, so mir nichts dir nichts dem ersten besten Mitgiftjäger an den Hals werfen? Damit der Leichtfuß mein sauer verdientes Geld verjubelt und seine hochnäsige Sippe meine Tochter — von mir gar nicht zu reden — womöglich noch über die Achseln ansieht? Meinen Goldsäckchen würde es genau so ergehen, wie den feinen, die er auf den Kennen reitet — sie würden in kürzester Frist die

galoppierende Schwindsucht kriegen. Nein, nicht in die Hand! Und wenn das Mädel noch so sehr bodt und trost. Einmal wird sie doch vernünftig werden und einsehen, wie gut es der alte Vater gemeint hat, wenn er sie nicht dem ersten besten Tagedieb zur Frau gibt, nur weil er ein hochgeborener Graf ist. Daß sie nun hier oben bleiben und das Kochen lernen will, ist mir sehr recht! Und auf Sie, Herr Doktor, darf ich wohl rechnen, ist meine, was das Kopfschütteln des verliebten Arztes anbetrifft.“

Eine Woche hielt es Herr Bollmar auf dem Lauenstein aus, aber dann padte ihn die Unrast. Er behauptete, diese ewige Bergkatzerei nicht länger vertragen zu können. Ohne Bewegung fühle er sich nicht wohl, und wenn er nun oben um die Burg herumgehe, befürchte er, die Schöpsdrehen zu bekommen. Seine Tochter empfand seine Abreisegelüste als Befreiung. Durfte sie dann doch die verwünschte Kochschürze, die sie wohl oder übel

Verierbild.



Wo ist das Kind, welches die Schwäne füttert?

hatte anlegen müssen, um ihrem Verbleiben auf der Burg einen sichhaltigen Grund zu geben, abstreifen. Dem in seine Einzige eben ganz vernarrten Vater hatte es noch nie im Leben so gut geschmeckt, als hier oben auf der Burg, weil Irene angeblich mitgekocht hatte. In Wahrheit hatte sie in der Küche nur allerhand Unfug getrieben, so daß die Küchenbabe auf die Abreise des alten Herrn berechnete Hoffnungen setzte.

Am Abend vor seiner Abreise, als man nach Eingang der Abendpost sich in die neuen Zeitungen vertiefte, rief Irene auf einmal einen Freudenschrei aus und rief: „Die „Tägliche Rundschau“ wie eine Siegesfahne schwenkend, auf ihren Vater los, daß dem vor Schreck der Kneifer von der Nase glitt und auf dem Fußboden zerbrach.“

„Väterchen, elendiglich geschlagen und nun ganz auf Gnade oder Ungnade in meine Hand gegeben bist du!“ rief sie jauchzend aus, verstrich die Fassungslöcher in ihre Arme und drückte und küßte ihn so heftig, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Bist du toll? Laß mich los, ich ersticke ja!“ stöhnte der alte Herr, mit Armen und Beinen strampelnd, um sich der stürmischen Liebstößen seiner „Einzigen“ zu erwehren. Er stellte den Unband zur Rede, was dieses Gebaren denn zu bedeuten habe.

Irene, selbst ganz atemlos, rollte die Zeitung eng um den Halter und handhabte sie nun wie einen Feldherrnstab.

„Also aufgepaßt, Väterchen! Wer hat erklärt, vor keinem angeborenen Adel und ererbten Titel, sondern nur von ablicher Tat und persönlicher Tüchtigkeit Achtung zu haben? Du!“

Sie tippte mit dem Zeitungshalter auf seine Brust, so daß der ohne sein Augenglas blöde blinzelnde alte Herr zusammenfuhr.

„Weiter! Wer hat behauptet, daß auf ihn in diesem fürchterlichen Weltkriege nur der Kampf der Flieger wahrhaft Eindruck mache und als einzig ritterliche Kampfesweise erscheine, zu der wahrer Mut und Fähigkeit gehöre? Du, der sogenannte Hüttenkönig und Herr über tausend Arbeiter über und unter der Erde! Nun zeige, daß es dir ernst mit deinen Erklärungen ist. Herr Doktor, bitte, lesen Sie meinem Vater diese wenigen Zeilen vor, mir würde er am Ende keinen Glauben schenken und er selbst kann sie nicht lesen, weil seine Augen unter dem Tische liegen.“

Sie deutete dabei auf den zerbrochenen Kneifer, reichte dem Burgherrn die Zeitung hin und wies ihm mit dem Zeigefinger die betreffende Stelle.

Der Doktor trat näher an den Tisch heran und las vor: „Der bekannte Herrentreiter, Graf Woldemar von Dittelsingen, ist für seine hervorragenden Leistungen im Lustkampfe mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet worden. Seine Majestät der Kaiser bestellte persönlich das Ehrenzeichen an die Brust des tapferen Fliegers, von dessen Unerfahrenheit und Wagemut noch Großes zu erwarten steht.“

Die Arme über der jungen, heftig atmenden Brust verschränkt, mit siegesbewußt blühenden Augen und vor Freude hochroten Wangen, stand das junge Mädchen vor ihrem Vater und fragte: „Was sagst du nun, alter Herr? Wirst du nun Wort halten und deinen Segen dazu geben, nun Woldemar beweißen hat, daß er noch anderes kann, als Rennpferde zu Tode hegen? Oder müssen wir noch warten, bis er das andere Dingsda, du weißt schon, was ich meine, den Pour le Mérite erwischt hat?“

Sie machte Miene, den Vater von neuem zu umarmen. Doch der gewöhnliche kleine Herr zog die Knie hoch, streckte abweisend die Arme aus und rief mit überschnapper Stimme: „In Gottes Namen drahte deinem Leichtfuß mein Jawort, nur brüd mir nicht noch einmal den Atem ab.“

als wage es sich nicht ganz hervor, troch es nach: „Walter Bernikow weiß vielleicht auch, wo das Geld geblieben ist.“

Geirich Bohl sah schweigend, er vermochte im ersten Augenblick wirklich nichts auf das eben Vernommene zu entgegnen. Er wußte ja nicht viel von dem Ingenieur, flüchtig hatte er ihn am Begräbnistag kennen gelernt, aber er machte ihm einen durchaus günstigen Eindruck, wie er auch damals Frau Magda bekannte. Ernst wiegte er den Kopf ein paarmal hin und her. „Gnädige Frau, Ihr Vorurteil gegen den Herrn läßt Sie Dinge sehen, die es gar nicht gibt.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Frau Magda, „auch ohne mein Vorurteil wäre ich jetzt mißtrauisch geworden.“ Ihre Stimme kam wieder zum Flüstern herab. „Was mein Mann mit dem Gelde vorhatte, weiß ich ja nicht, Sie sagten, er hätte zu Ihnen gekauert, er brauche es zum Wohle seiner Familie, — möglich, daß er Gelegenheit hatte, es irgendwo gewinnbringend anzulegen, — jedenfalls aber muß mein Mann, da er Walter Bernikow ins Hotel begleitete, das Geld bei sich gehabt haben.“

Sie machte eine kleine Pause, gleichsam dadurch das Folgende stärker hervorhebend: „Wenn er das Geld daheim gelassen, hätte es sich irgendwo gefunden.“

Sie setzte sich gerade auf und ihre Augen kniffen sich ein wenig zusammen, ein listiger Ausdruck trat dadurch in das schöne harmonische Antlitz. „Trug aber mein Mann das Geld bei sich, so wäre Bernikow der einzige Mensch, der wissen müßte, wo das Geld blieb. Nicht wahr, Herr Direktor, das leuchtet Ihnen ein?“ Tief aufatmend sank die Sprechende in ihren Stuhl zurück und ruhig vollendete sie: „Er schweigt über das, was meinen Mann in jener Nacht so erregte und weshalb schweigt er, wenn er nicht selbst ein Interesse daran hätte.“

Der Direktor machte eine bedenkliche Miene, immerhin vermochte er es nicht, das Gehörte so ohne weiteres abzuweisen oder durch eine Gegentrede zu zerstören. Das, was die schöne Frau vorgebracht, entbehrte keineswegs einer gewissen Logik, aber er konnte sich auch nicht entscheiden, sich direkt ihrer Meinung anzuschließen. Endlich sagte er leise, sich ein wenig näher zu Frau Magda hinüberneigend: „Sie denken also, zwischen den zwei Männern könnte ein Streit, vielleicht des Geldes wegen, gewesen sein, in dessen Verlauf sich Bernikow das Geld aneignete?“

Die schwarzgekleidete Frau nickte. „Mein Mann sprach ihm vielleicht von dem Gelde, das er bei sich trug, möglicherweise kam die Mitgift in Frage.“

„Aber gnädige Frau, liebe, gnädige Frau, Sie gehen jetzt doch entschieden zu weit. Wie ein Mitgiftjäger sieht der junge Mann nicht aus und,“ jetzt wich seine erste Bestürzung, die ihn so unsicher werden ließ, „nein, wie ein Straßenräuber sieht er auch nicht aus. Ich bin überzeugt, Sie sind in einem bösen Irrtum befangen. Ich bin sicher, das Geld findet sich. Ich will gründlich darüber nachdenken, wo und wie man nachforschen könnte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Eiserne Kreuz als Brautwerber.

Erzählung von M. Knechtel-Schönan. (Nachdruck verb.)

Unter den dunklen Bergen des Frankenwaldes wollte Frau Sonne soeben in ihr Purpurbett steigen, da besann sie sich eines Besseren und küßte noch schnell zur „Guten Nacht“ die altehrwürdige Mantelburg, die über dem oberfränkischen Dörfchen Lauenstein in stolzer Einsamkeit thront. Die altersgrauen Mauern der mächtigen Feste erglühnten unter diesem Kuße und hoben sich noch lange, rosafarben leuchtend, edel in allen ihren Linien, von den sie umgebenden dunklen Tannenwäldern und Bergen ab.

Auf der breiten Fahrstraße tief drunten im Tale, wo die Loquid, das muntere Thüringer Waldkind, ihre schäumenden Wellen dahinjagt, kamen drei junge Mädchen singend dahergewandert. Zwei davon gehörten zur Zunft der Wandervögel und führten Zupfgeigen auf dem Rücken mit sich. Das dritte war modisch und vornehm gekleidet und trug auf schlankem Halbe sehr stolz und selbstbewußt ein dunkelhaariges Köpfchen. Jetzt hob es die Augen — klare, dunkelblaue Sterne —, blieb stehen und stieß ein: „Ah!“ der Verwunderung aus. „Wie zauberhaft! Das ist Ihre Märchenburg, von der Sie mir so vorschwärzten?“

„Ja, das ist Burg Lauenstein“, nickte Verta Kleving, während ihre Blicke wie trunken an der leuchtenden Feste hingen. „Steht sie nicht da wie die Gralsburg im Parzival?“

„Und haben wir Ihnen zuviel erzählt, Fräulein Bollmar?“ erkundigte sich Helene Schumann, der andere Wandervogel.

„Nein, ganz gewiß nicht!“ erklärte Irene Bollmar. „Und ich danke Ihnen sehr für diese Anregung, diesen Abstecker zu machen. Ich wäre sonst, wie schon so oft, ahnungslos an all dieser Schönheit vorbeigedampft. Aber unnahbar unsren Schritten

soll diese Gralsburg uns doch nicht werden. Also vorwärts! Nicht läßt's sehr nach einem Blick von jener Feste ins Loquidtal, ehe die Dämmerung hereinkriecht.“

Zwanzig Minuten später beiraten die drei Mädchen den gastlichen Burgherrn, bestellten zwei Zimmer für die Nacht und ein warmes Abendessen, dann flogen sie noch einmal aus, um einen Blick in den dämmrigen Burghof zu werfen und von der Zinne ins tiefe Tal hinabzuschauen, wo über dem Wehr der Loquid schon die Nebelstrahlen ihre weißen Schleier spannen. Ein kalter Wind wehte vom Remsteige herüber und am tiefblauen Nachthimmel blinkten die ersten Sterne auf.

„Wie schade, daß es Oktober und nicht Mai ist!“ rief Irene Bollmar bedauernd aus.

„Ja, und daß wir nicht Vollmond haben!“ meinte Verta Kleving. „Dann erst kann man hier so recht in Romantik schwelgen.“

„Sei nicht undantbar, Bertel“, mahnte Helene Schumann. „Der Lauenstein ist immer schön und eigenartig, und wir wollen froh sein, daß wir ihn so nahe haben, um ihn öfters über Sonntag besuchen zu können.“

„Wie beneidenswert!“ rief Irene Bollmar aus. „Ich wünschte, auch in Jena ansässig zu sein, um schnell einmal hier heraufzufliegen zu können. Na, eine Weltreise ist's von Schlesien aus auch nicht. Jedenfalls bin ich nicht zum letztenmal hier.“

In der großen, wohligh erwärmten Halle fanden sich nach dem Abendessen die wenigen noch vorhandenen Gäste der Burg zum gemütlichen Plauderstündchen zusammen. Am großen runden Tische der einen Nische saßen einige Feldgrauen, die hier oben zur Erholung weilten. Dort ging es besonders lustig zu, denn einer der morgen abreisenden Gäste hatte ein Fäßchen des guten bayrischen Bieres geholt. Volks- und Soldatenlieder wurden gesungen, und die beiden Wandervögel ließen sich nicht lange bitten, von ihrer Kunst etwas zum Besten zu geben.

Auch der Burgherr sang mittelalterliche Volkslieder zur Zupfgeige, und Irene Bollmar sah mit großen Augen auf das lustige Treiben und kam sich wie verzaubert vor.

Der schöne Sonnenuntergang, die blinkenden Sterne hatten getragen: es wurde kein schöner Sonntag. Der Herbststurm umheulte die alte Burg und Regenschauer prasselten gegen die Fensterläden. Aber Helene Schumann hatte recht: der Lauenstein war immer schön und eigenartig. Er bot in seinen Innenräumen eine solche Fülle des Sehenswerten, daß die Zeit wie im Fluge verstrich und für die beiden Wandervögel viel zu früh die Trennungsstunde schlug. In ihre Regenumhänge gehüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, wanderten sie gegen Abend talabwärts. Irene Bollmar aber blieb, vertauschte nur ihr Zimmer im Burgherrn mit einem der ganz alten in der Burg, gab eine Drahtnachricht auf, die ihren bereits nach Nürnberg vorausgereisten Koffer zurückerief und verkündete dem Burgherrn, daß sie gedulde, längere Zeit auf der Burg zu bleiben.

„Können Sie mich nicht als Schülerin einstellen, Herr Doktor?“ fragte sie ihn ganz unvermittelt.

Er sah sie erstaunt an. Soeben hatte sie eins der teuersten Zimmer für längeren Aufenthalt gemietet und nun diese sonderbare Frage!

„Bedaure sehr, gnädiges Fräulein, aber mein Stab an weiblichen Hilfskräften ist vollzählig. Auch kommt jetzt für die Burg stille Zeit, wo nur wenige Gäste zu erwarten sind“, antwortete er ausweichend.

„O, Sie haben mich mißverstanden, Herr Doktor! Nicht als Koch- oder Wirtschaftsschülerin meinte ich, sondern als ihr eigener Lehrling im Burgenausbauen und -einrichten. Wie ich sehe, haben Sie dafür eine ganz besondere Begabung. Es ist erstaunlich, was Sie hier geschaffen haben! Ich wünsche mir von meinem Vater eine Burg und deshalb möchte ich bei Ihnen in die Lehre gehen.“

Der Burgherr wußte nicht, sollte er das junge Ding da vor sich, das von einer Burg wie von Pfefferkuchen sprach, den man sich zu Weihnachten wünscht, auslachen oder ernsthaft nehmen. Aber Irene Bollmar trat so bestimmt und selbstbewußt auf, sprach so klar und unverfälscht ihre Ansichten aus, ganz unbewußt darum, ob sie damit anstieß oder nicht, daß man sie doch wohl als Persönlichkeit gelten lassen mußte. Auch hatte sie gar nichts von einer Hochstaplerin an sich, gab sich natürlich, allerdings etwas derb, und ins Fremdenbuch hatte sie sich ganz einfach als „Hausdokter aus Breslau“ eingeschrieben.

Der Burgherr beschloß, die Sache scherzhaft aufzufassen. „Ihr Wunsch entbehrt entschieden nicht der Eigenart, aber wird der Herr Papa auch geneigt sein, ihn zu erfüllen?“

„Ach der!“ klang's halb lachend, halb ärgerlich aus dem frischen Mädchenmunde. „Weil er mir einen Herzenswunsch seiner Nachsicht nach versagen muß, tut er sonst alles, was ich begehre. Und das hat auch weiter nichts zu sagen bei ihm. Geld hat er genug und ich bin sein einziges Kind.“

standen, ich erkläre dir das später, warf er ein, um dann fortzufahren: „Dieser Herr hat mir einen großen Dienst erwiesen, sage auch du ihm ein Wort des Dankes dafür.“

„Aber Herr de Ruyter“, wollte Walter abwehren, doch schon war Ada ganz nahe an ihn herangetreten. Eine zartgeaderte Hand lag in seiner Rechten und eine tiefe, klangvolle Stimme sagte warm: „Magst du es wohl bedenken, mynheer!“

Dicht vor ihm schimmerte das rotgoldene Gesicht des köstlichen Gaures, die nachtiefen Augen senkten sich sekundenlang in die seinen und der kleine Mund lächelte, lächelte verwirrend.

Was war's, was plötzlich wie ein glühender Strom von dem jungen redenhaften Manne hinüberzog zu der armen Verkrüppelten, was sie für einen Herzschock lang in einen Taumel von Seligkeit hineintrief. Eine glühende Röte zog plötzlich wie ein rosiges Schleier über das wunderbar schöne Gesicht Ada de Ruyters und zugleich erwachte in ihrer Brust ein jäher Schmerz.

Sacht zog sich ihre Hand zurück, wie ein schenes, erschrockenes Vögelchen.

Walter hatte instinktiv gefühlt, was in dem Mädchen vorging und fast betroffen von der heißen Blut, die ihm aus den schwarzen Augen entgegengeleuchtet hatte, verabschiedete er sich mit raschem Gruß. Lange noch mußte er an diesen schönen Kopf denken, der so berauschend, so unwirklich schön war und er malte sich aus, daß dieser schöne Kopf zu einem schlanken Frauenleibe gehört hätte. Zahllose Männer würden dann wohl Ehre und Seligkeit hingeworfen haben für Ada de Ruyters Liebe.

Aber viel, viel länger gedachte Ada de Ruyter des hochgewachsenen Mannes. Gedachte seiner noch, als sie längst in dem väterlichen Stuhl, von Triumph zu Triumph, über die Bühnen ihrer Heimat zog, dachte an ihn, wenn Beifall sie umbrachte, dachte an ihn, wenn sie einsam war, dachte an ihn, — durch den ihr Herz in einer einzigen Minute Liebe und Entzagen kennen gelernt, — bis an ihres Lebens Ende.

Nur zu gern war Direktor Pohl dem Mufe Frau Magdas gefolgt. Die zweimaligen Depeschen des Justizrats hatten ihn schon vorbereitet, daß irgendwas mit dem Gelde nicht in Ordnung zu sein schien, der Brief der schönen Witwe bestärkte ihn natürlich nur noch in seiner Vermutung.

Mit größerer Aufmerksamkeit denn je hatte der immer tadellos geleitete Direktor der Sprechbank Toilette gemacht, als er die Fahrt nach Schneiditz antrat. Im Coupé kamen ihm so allerlei Gedanken, deren er sich im ersten Augenblick zu erwehren versuchte, die sich aber unablässig wieder einfanden und ihm allerlei Dinge zuflüsterten. Und williger, in der williger schenkte er diesen Einflüsterungen Gehör, weil sie so schön, so verlockend waren.

Ein Arbeitsmensch, ein Mann der Pflicht war Heinrich Pohl gewesen, so lange er zurückdenken konnte. Nachdem er das Gymnasium absolviert, trat er in ein Bankgeschäft ein und vom ersten Tage an, da er auf dem Kontorschemel saß, nahm er es mit dem von ihm erwählten Berufe bitterernst. Einen Streber nannten ihn die anderen jungen Leute, und einen Streber hatte man ihn auch später noch genannt in Paris, wohin er zu seiner weiteren Ausbildung ging.

Die jungen Franzosen, die auch während der Bureaustunden jede Gelegenheit benützten, sich über ihre verschiedensten Abenteuer zu unterhalten, machten sich über den korrekten Deutschen lustig, aber nur heimlich und verschohlen wagten sie das, denn bei gemeinsamem Abend- oder richtiger Nachtsbummel war der korrekte Deutsche der amüsanteste Gesellschafter und die schiden kleinen Französinen mit der schmalen Taille, den hypermodernen Frisuren und den hochhackigen Schuhen, zeichneten den Deutschen immer besonders aus. Er konnte so lustig lachen, wußte so lecke Witze zu erzählen, und gut zu küssen wußte er wohl auch. Als er vor langen Jahren die Baroness Stormberg kennen lernte, gerade, da sie im Begriff stand, Alex Verners Gattin zu werden, war in seinem Herzen, das vordem nur für Länderei und leichte Liebescherze Verständnis zeigte, plötzlich die Liebe erwacht. Die ruhige, vornehme Schönheit der Baroness entsprach dem Wilde, das er sich ausmalte, wenn er manchmal daran dachte, sich zu verheiraten. Aber kein weibliches Wesen hatte seither seinen Lebensweg gekreuzt, das mit Frau Magda den Vergleich aushielt.

Und nun war diese Frau frei, konnte tun und lassen, was sie wollte! Immer noch war sie schön, ja, vielleicht jetzt, im Hochsommer ihres Lebens, schon an der Schwelle des Herbstes stehend, schöner als vordem in ihren jüngsten Tagen. Seit Pohl am Begräbnistag die Witwe des toten Freundes wiedergesehen, war sein Denken immer und immer wieder bei ihr gewesen und dichter und dichter waren sie an ihre satte schöne Blondheit herangeflohen, seine auf's neue erwachten Männerwünsche.

Und während der Zug so durch die Landschaft dahineilte, überdachte Pohl seine Visionen und Ausflüchte. Er hatte sich

einen allgemein geachteten Namen errungen und war reich genug, für Magdas Schönheit den passenden Rahmen zu schaffen.

Das war schon viel. Zudem sah er repräsentabel aus, war das, was man einen forschenden Mann nennt. Er hatte also genug Chancen in die Waagschale zu werfen. Er unterbrach sich selbst in seinen Träumereien durch ein Lächeln. Wohin streute denn seine Phantasie? Noch brauchte er sich wohl über seinen Wert oder Unwert nicht den Kopf zu zerbrechen. Der arme Freund lag ja kaum unter der Erde, die Kränze auf seinem Grabe waren kaum verwelkt. Aber er freute sich, Frau Magda wieder gegenüberzutreten, er freute sich, daß sie ihn selbst zu sich rief. Mit all seiner Kraft wollte er ihr zu Diensten stehen! Wie prächtig, daß sie seiner bedurfte, seines Rates, seines Beistandes. Und je näher der Zug ihn seinem Ziele zutrug, desto stärker ward eine leise Ungeduld in ihm. — Wie langsam sich die Räder drehen, mußte er denken, und dann schüttelte er den Kopf über sich selbst. Dabei fiel ihm ein, daß ihm einmal im Leben ähnlich zumute gewesen. Lange war das schon her, lange.

Aus zarten Schleiern schwebte die Erinnerung herauf. Die Sekundanerzüge zierte noch sein Haupt und er schlich im Nachmittagsdämmer eines Frühlingstages von Hause fort, um im Hinterbüchsen einer Konditorei sein erstes Rendezvous abzuhalten. Eine kleine Konditorei am Rosenthalertor war es, wo ihn ein braunlodiges Mädel erwartete.

Er war siebzehn, sie fünfzehn Jahre, und ihre weißen Zähne blühten beim Sprechen so niedlich zwischen den zartroten Lippen hervor. Der Kuchen, den das Ladenfräulein mit dem verblassten strahlen Altungsergesicht ihnen brachte, war altbacken und krümelte, aber die heimliche erste Liebe in ihnen beiden war jung und frisch und süß. Das grüne, verschabte kurze Klätschsofa, auf dem das Mädel saß, dünkte ihm ein Königsthron und er huldigte seiner braunlodigen Königin.

Heinrich Pohl, der vielmächtige Bankdirektor, schaute verstonnen in die vorbeieilende Gegend. Die übereinandergespannten Telegraphendrähte glitten schnell, wie federnd, hoch und herabgeschneilt auf und nieder, immer auf und nieder. So wie Menschen-schicksale, ging es ihm durch den Kopf. Wo mochte sie jetzt weilen, das hübsche, lecke Backfischchen von damals mit den blühenden Zähnen? War wohl längst eine brave, züchtige Ehefrau und Mutter geworden, oder vielleicht ein Altjüngferlein, wie die Verkäuferin in der kleinen verstaubten Konditorei? Vielleicht auch wölbte sich irgendwo in der weiten Welt ein Hügel, unter dem das braunlodige Mädel schlief. Vielleicht das eine, vielleicht das andere — es war ja auch ganz egal —, in seiner Erinnerung blieb das Mädel lebendig, braunlodig und lachend für alle Zeit. — Ja, so wie einstens, als er sich zu dem schlanken Schulmädel stahl, war ihm heute zumute. Erwartung, gemischt mit Unsicherheit, lag wie eine leichte Beklemmung auf seiner Brust und ganz im Hintergrund regte sich etwas Erwartungsvolles, Hoffendes, wie man es wohl nur zweimal im Leben napfindet: bei der wirklichen ersten Liebe, auch Jugendeselei genannt, und bei der ersten wirklichen Liebe. Und selbstbewußt wand die blonde Frau Magda plötzlich wieder vor dem Manne auf und verdrängte das schmale, braunlodige Mädchen, jagte es mit gebietendem Blick weit hinein in die Vergangenheit.

Die Gegenwart riß herrisch die Macht an sich. — — —

Innerlich fast fieberhaft erregt dem wichtigen Besuche des Direktors entgegensehend, hatte sich die schöne Frau nach außen hin doch völlig in der Gewalt, als ihr Maurer die Karte des Erwarteten überbrachte. So schnell hatte sie den Besuch kaum erhofft, wenn ihr auch ein Etwas sagte, der Direktor würde nicht lange säumen, ihrem Wunsche zu entsprechen.

„Verzeihen Sie vielmals, Herr Direktor, daß ich Sie bemähte,“ fing Frau Magda nach der Begrüßung an, „aber da Sie mir neulich Ihren Beistand so liebenswürdig zur Verfügung stellten —“

Sie wollte noch weiterreden, doch er unterbrach sie: „Be-fehlen Sie über mich.“

Aberaus ehrerbietig und zugleich stürmisch sagte es Heinrich Pohl und um die Lippen der blonden Frau zitterte ein schnell wieder verschwindendes geschmeicheltes Lächeln, sie wußte ja seit langen Jahren, wie sehr sie dieser Mann verehrte.

„Abgesehen kann ich mir ungefähr denken, gnädige Frau, weswegen Sie mich zu sprechen wünschten“, fuhr der Angetommene nach kurzer Pause fort.

Frau Magda sah den Direktor, der ihr gegenüber saß, erwartungsvoll an.

Das genügte für Pohl, gleich weiterzureden. „Die Depeschen des Justizrates, eigentlich erst die zweite, sowie Ihr darauf ein-laufendes Schreiben, sagten mir deutlich, gnädige Frau, daß die von Ihrem Manne hinterlassene Summe, wenigstens die auf der Sprechbank liegende Summe, nicht die von Ihnen erwartete Höhe beträgt.“

„Vom Magda sterner neigte ein wenig das Haupt, das be- deutete, daß sich der Direktor in seiner Annahme nicht irte und dann meinte sie: „Laut Ihren Depeschen liegen auf der Spre- bank hunderttausend Mark.“

Halb fragend klang es.

Heinrich Pohl machte eine kleine Verbeugung: „Zarwohl, gnädige Frau, rund hunderttausend Mark.“

„Vor ganz kurzer Zeit aber betrug das Geld doch zweimalhundertfünfzig- tausend Mark, ich weiß das zufällig“, schnell sagte es die Frau.

„Stimmt“, erwiderte Pohl freund- lich, „aber vorige Woche holte sich mei- Freund Alex ohne vorherige Stündi- gung den größten Teil des Geldes, einhundertfünfzigtausend Mark. Da er es eilig damit hatte, ließ ich sie ihm sofort auszahlen.“

„Die hundertfünfzigtausend Mark?“ fragte Frau Magda, als könne sie den Sinn der eben vernommenen Worte nicht recht erfassen. „Wozu bedurfte denn mein Mann eine solche Summe?“

Pohl zuckte mit den Achseln: „Ich wunderte mich auch und machte eine diesbezügliche Bemerkung, aber er er- klärte mir mit vergnügtem Lächeln, er brauche das Geld zum Besten seiner Familie, doch halt“, er fuhr sich über die Stirn, „er sagte noch, ich möchte zu Ihnen und Ihrer Tochter nicht davon sprechen, daß er das Geld geholt, doch dies Verbot gilt wohl nicht über ein Grab hinaus“, beruhigte er sich selbst.

„Ich verstehe absolut nichts von alledem“, jetzt verließ Frau Magda doch ein wenig die äußerliche Ruhe, „und ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll, um zu erfahren, wo mein Mann das Geld ge- lassen hat. Im Testament ist von seinem gesamten Vermögen die Rede, das auf der Spreebank deponiert ist.“

„Vielleicht findet sich auch das Geld im Schreibtisch“, sagte Pohl freundlich.



General von Bissing. (Mit Text.)
Phot. Nicol. Versheid, Berlin.

merklich gemacht hätte, aber als er zurückkehrte und ich ihn nach dem Ergebnis der Reise fragte, wußte er im ersten Augenblick gar nichts von einem Bilde — später redete er sich allerdings heraus.“

Frau Magdas Stimme ward schwankend und unsicher: „Ich stehe vor einem Rätsel, Herr Direktor, vor einem großen Rätsel, das mir mein Mann noch nach seinem Tode aufgab, zu lösen.“

„Ich werde Ihnen dabei zur Seite stehen, meine teure, gnä- dige Frau“, beinahe zu warm kamen dem Manne die Worte vom Munde und beinahe zu lange drückte er seine Lippen auf die Hand, die sich ihm entgegenstreckte.



General d. J. v. Zucht, Gouverneur von Antwerpen,
war während der Abreise des Gener. v. Bissing mit dessen Vertretung
beauftragt.

„Da Sie im Schreibtisch weder das Geld noch diesbezügliche Papiere fanden“, begann der Direktor von neuem, „so müßte man zuerst mit dem Justizrat einmal darüber sprechen, ob er vielleicht eine Ahnung über den Ver- bleib des Geldes hat.“

„Auch er weiß nichts, sonst hätte er mir schon davon gesprochen“, eine leichte Ungebuld stieg in Frau Magda auf und der Ton ihrer Worte ward lebhafter. „Der Justizrat äußerte mir gegenüber nur, daß er gleich mir be- fremdet sei von der Hinterlassenschaft, auch er hätte eine höhere Summe ver- mutet. Wenn er irgend etwas über die fehlenden hundertfünfzigtausend Mark wüßte, hätte er mir sofort Mit- teilung davon gemacht.“ Sie mußte plötzlich innehalten, es schüttelte sie wie ein Fieber, da es ihr mit einem Male aufs neue völlig zum Bewußt- sein kam, in welchen ganz anderen Bahnen sich ihr Leben fortan würde bewegen müssen, wenn das Geld un- auffindbar blieb.

Als ob der Direktor ihre Gedanken erraten hätte, sagte er halblaut: „Ma- chen Sie sich noch keine Sorgen, gnä- dige Frau, ich war Ihres Mannes Freund, ich wäre glücklich, auch Ihnen ein Freund sein zu dürfen.“

Abermals fühlte sich Frau Magda bewogen, dem Direktor die Rechte zu reichen und abermals preßten sich des- sen Lippen auf die zarte, parfümierte Hand. — In seinen Augen blitzte es befriedigt auf, die verwöhnte Frau Magda würde ihn vielleicht nicht un- freundlich aufnehmen, wenn er ihr in absehbarer Zeit seinen Namen bot und sie bat, an seinem Reichtum teilzunehmen. — Am liebsten hätte er das sofort getan, aber er war kein Jüngling mehr, der sich zu Abereilungen hinreißen lassen durfte. Noch wäre es verfrüht gewesen, den Hoffnungen Ausdruck zu geben, mit denen er sich trug.

Nach einer Weile sagte Frau Magda: „Ich kann doch unmög- lich in die Zei- tung setzen lassen, daß ich demjeni- gen, der mir über den Verbleib des Geldes Auskunft geben kann, eine Belohnung zusi- chere.“ Ihre Lip- pen bebten ner- vös: „Das käme doch einer Bloß- stellung meines Mannes gleich. Man würde la- chen und Glossen darübermachen.“

„Gewiß“, be- stätigte Pohl.

„Und im übr- igen habe ich keine Ahnung“, was mein Mann mit dem Gelde an- hing“, redete sie weiter. „Sehen Sie, Herr Direk- tor, am Mittwoch in voriger Woche suchte Sie mein Mann auf, nicht wahr?“

„Allerdings“, kam die Antwort zurück.

„Am Donnerstag zahlten Sie ihm das Geld aus und am glei- chen Tage, nachdem Sie mit ihm zusammen zu Mittag gegessen, wie Sie mir vorhin mitteilten, reiste er wieder nach Schneiditz?“

„Allerdings“, kam die Antwort zurück.

„Am Donnerstag zahlten Sie ihm das Geld aus und am glei- chen Tage, nachdem Sie mit ihm zusammen zu Mittag gegessen, wie Sie mir vorhin mitteilten, reiste er wieder nach Schneiditz?“



Fliegerleutnant Hartmut Baldamus. (Mit Text.)

Frau Magda setzte ihre Ausführungen fort: „Am Bahnhof holte Maurer meinen Mann ab, der an diesem Tage das Haus nicht mehr verließ. Am nächsten Vormittag war er mit meiner Tochter in der Galerie, am Sonntagabend empfing er Elses Bräutigam am Bahnhof und begleitete ihn dann abends spät noch ins Hotel.“ Sie schob aufstehend ihren Stuhl zurück und erregter klang das Folgende: „Es war sein letzter Ausgang. Ohnmächtig brachte man ihn heim, mitten in der Nacht wedte mich Maurer, da lag mein Mann bereits in Fieberphantasien. Zum Bewußtsein ist er überhaupt nicht mehr gekommen.“ Sie legte die Hand über die Augen. „Wo ist nun eine Brücke, wo etwas Auffallendes, das einen aufmerksam machen könnte, daß man sich jagt, da oder dort kann das Geld geblieben sein.“

Ihre Hand sank langsam wieder herab. „Ich habe mir ja schon den Kopf zermartert mit dem Nachdenken darüber. Man könnte toll werden.“ Sie atmete schwer und fast stoßweise preßte sie hervor: „Aber mir ist's, als sehe ich doch etwas, was mich stutzig werden läßt“, — sie brach ab, sie schien sich zu scheuen, weiter zu sprechen.

Heinrich Pohl meinte, Magda Berner niemals so schön gesehen zu haben, als eben jetzt. Ein leichtes Rot schimmerte unter ihrer matten Perlenhaut und ihre Augen leuchteten eigentümlich. Das tadellos gearbeitete schwarze Kleid mit dem breiten Kreppereinsatz verstärkte den Reiz ihrer Blondheit bis aufs äußerste und dem Manne zuckte es in den Fingern, die erregte Frau an sich zu reißen und ihr zuzurufen: „Verbrich dir dein Köpfchen nicht, sei mein, lade alles, was dich quält, auf mich ab, ich will dir dafür deinen Lebensweg bequem glätten, daß kein Steinchen deinen zarten Fuß belästigen soll!“

Aber ein Heinrich Pohl tat dergleichen nicht. In ruhiger Haltung sagte er sanft: „Liebe, gnädige Frau, vertrauen Sie sich mir an, was Sie mir auch sagen werden, ich bewahre es gleich einem Priester das Beichtgeheimnis.“

Noch schwankte die schöne Witwe, ob sie von dem, was sie bewegte, reden sollte, dann aber siegte das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und sich wieder in den vorhin innegehabten Stuhl niederfallen lassend, meinte sie: „Am Sonntag soll sich meine Tochter offiziell mit Walter Zernikow verloben, mein Mann wünschte die Verlobung, und nun bedrücken mich Zweifel, ob ich die Verlobung Elses überhaupt zugeben darf, mit einem Menschen, gegen den ich einen sehr häßlichen Verdacht hege.“

„Gnädige Frau, Sie wollen doch nicht andeuten —“ stammelte der Direktor verblüfft.

„Andeuten,“ lächelte Frau Magda gezwungen, „ja, ich möchte behaupten, daß das Verschwinden des Geldes nur mit Zernikow im Zusammenhange stehen kann.“

„Aber liebe, gnädige Frau“, der Zuhörende schaute etwas betroffen darein.

„Ich habe von Anfang an keine besondere Sympathie für den Herrn gehabt“, sprach die Witwe des Professors und sah dabei auf ihre Hände, die ihr wie große, weiße Blumenblätter im Schoße ruhten. „Ich war sehr gegen ein

Verlöbniß meiner Tochter mit ihm, aber mein Mann unterstützte die beiden und mit seiner Hilfe wurde ich überstimmt. Gut,“ sie senkte, „ich gab nach, ich wollte das Glück Elses nicht untergraben. Aber nun starb mein Mann plötzlich. Ohnmächtig brachte man ihn heim, nachdem er vorher einen Nervenanfall erlitten, wie der Arzt feststellte.“ Und ganz langsam glitten die nächsten Worte hinterher: „Nur Walter Zernikow kann erzählen, was meinen Mann so entseßlich erregte, nur er“, und flüsternd,



Dr. Ludwig Zamenhof.

Erfinder der Esperanto-Sprache 7. (Mit Text.)



In süßem Nichtstun. Nach dem Gemälde von J. Adam. Verlag der Photographischen Union in München. (Mit Text.)

"Dort!" schrie Irene, in die Hände klatschend. "Und nun laufft du mir auch eine Burg am Rhein und der Doktor hier muß sie mir ausbauen helfen!"

"Eine Burg? Eine Burg am Rheine?" stotterte Herr Vollmar verblüfft. "Ja, wozu denn nur?"

"Wozu? Damit die künftigen 'Leichtfüße' einen standesgemäßen Stammsitz haben, dazu, Goldväterchen, dazu!"

Unsere Bilder

Deutsche Kriegskinder in der Kieler Frauenklinik. Unter den sozialen Aufgaben, die der Krieg in erhöhtem Maße uns stellte, steht das Gebiet der Fürsorge für die Kriegskinder mit in erster Reihe. Überall ist schaffensfreudige Liebe am Werke, den Kleinsten, die die Träger der deutschen Zukunft sind, die beste Pflege angedeihen zu lassen; ein schöner Trost und eine Beruhigung auch für die an den Fronten kämpfenden Väter.

Generaloberst Fehr. v. Bissing. Generalgouverneur in Belgien, starb im Alter von 71 Jahren. Er war einer der schneidigsten und tüchtigsten Offiziere der deutschen Armee, wurde im Jahre 1907 aus persönlichen Gründen zur Disposition gestellt, später aber mehrfach unter anderem durch Vererbung ins preussische Herrenhaus ausgezeichnet. Ein großes Wirkungsfeld eröffnete sich ihm, als er als Nachfolger Fehr. v. d. Goltz zum belgischen Generalgouverneur berufen wurde, ein schwieriges Amt, auf dem er eine bedeutungsvolle und außerordentlich fruchtbare Verwaltungsbearbeit leistete.

Fliegerleutnant Harimut Baldamus, einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, fiel im Luftkampf mit einem feindlichen Flugzeug zusammen und stürzte ab, nachdem er bisher 18 feindliche Flugzeuge abgeschossen hatte. Er wurde am 10. August 1891 in Dresden geboren und besuchte dort das Gymnasium. Sein großes Interesse für Maschinentechnik veranlaßte ihn auch, sich diesem Studium zuzuwenden. Im Sommer 1914 ging er zum Erlernen des Fliegens nach Johannisthal. Kurz vor Ablegung der Pilotenprüfung brach der Krieg aus. Baldamus meldete sich sofort bei der Fliegertruppe, wurde im September 1915 zum Leutnant befördert und war die ganze Zeit über einer der hervorragenden unter denen, die die Luftwacht an der Westfront hielten.

Dr. Ludwig Jansenhof, der Erfinder des Esperanto, ist in Warschau gestorben. Er war 1859 in Bialystok geboren und von Beruf Augenarzt. Im Jahre 1887 trat er mit seiner neu erfundenen Weltsprache, die infolge ihrer leichten Erlernbarkeit sowie ihrer ganzen Zusammenfügung nach alle früheren Versuche auf diesem Gebiete übertrug, an die Öffentlichkeit. Jedenfalls kam sie dem in der Zeit des Friedens vorhandenen Bedürfnis nach einer Erleichterung des internationalen Verkehrs weit entgegen. Der Ausbruch des Weltkriegs hat die völkerverbindende Esperantobewegung erheblich geschädigt.

In süßem Nichtstun. Umgeben von üppigem Gras und Blumen, umgault von bunten Schmetterlingen, liegt Frau Niese "faul behaglich" an einem der wärmsten Plätze des Gartens, sorgend, daß die Sonne ihr süß erwärmend auf den Pelz schiene, — ein Hochgenuss für eine Katzenfee. Auf dem Grase neben dem Rechen hat sie die große, saubere Schürze, gerade an der sonnigsten Stelle, entdeckt, sie mit einem Kennerblick genauer Prüfung unterworfen und der Ehre würdig erachtet, auf ihr ihren philosophischen Katzentag nachzuhängen, unbekümmert um die beiden sorglos dreinschauenden Kinderchen, denen das ganze Leben noch wie ein langer sonniger Maientag erscheint voller Blumen, Schmetterlinge und Freude.

Allerlei

Gut gemeint. A.: "Sagen Sie mal, haben Sie denn so viel Vermögen, daß Sie jedem Ihrer vier Söhne zwanzigtausend Mark vermachen?"

"A bewahre! Sie sollen bloß den guten Willen von mir sehen."

"La France marche à la tête de la civilisation", sagen die Franzosen in begeisterter Liebe zu ihrem Lande, die bei allen Personen aller Stände und jeden Geschlechts zu beobachten ist. Aber diese Vaterlandsliebe hat etwas Krankhaftes, da sie sich im ziellosen Eigendünkel über alle Nationen, besonders über die deutsche, erhebt. Als einmal eine hochgebildete Französin darauf aufmerksam gemacht wurde, rief sie begeistert aus: "O, man muß in Frankreich geboren sein, um zu wissen, was es heißt, Frankreich zu lieben." Dazu sagt Hansjakob in seinem Reiseverle: "Frankreich": "Ja, Volk von Frankreich, von Gott gelegene und begnadigte Nation, die tut nicht Reue und Siegeswindel not. ... Suche deine Größe nicht im Schlachtenruhm, den von Stolz und Herrschsucht verblendete Führer in dich hineingelegt, suche deinen Ruhm und dein Heil im Siege über dich selbst — und du wirst wieder bleibenden Frieden haben und Segen." H. B.

Vorherbestimmung. Der griechische Philosoph Xenon hatte den Gedanken zum Lehrsatz erhoben und seinen Schülern gründlich eingeprägt:

der Mensch dürfe sich um seine Zukunft keine Sorgen noch unnötige Anstrengungen machen, denn sie sei ihm vor seiner Geburt schon von den Göttern vorherbestimmt. Einmal hatte einer seiner Slaven ihn befohlen, und Xenon wollte ihn zur Strafe dafür von einem andern Slaven durchprügeln lassen. Der Dieb hatte nun, wenn er seinem Herrn und dessen Freunden bei Tische aufwartete, oft genug den neuen Grundsatz behandeln hören und machte sich jetzt daraus eine Entschuldigung zurecht. "Verzeiht mir, Herr," flehte er, "es ist nicht meine Schuld, daß ich zum Diebe geworden bin — die Götter haben es so vorausbestimmt." Wohl aber hielt ihm der Philosoph entgegen: "Das wohl; doch haben sie dazu auch vorausbestimmt, daß du deine Prügel dafür haben solltest." Und er bekam sie. E. D.

Gemeinnütziges

Für Kisten ist scharfer und frischer Stallmist nicht geeignet. Hat man keinen völlig verrotteten Mist zur Hand, so verwende man nur Komposterde oder sandige, alte Mistbeeteerde, mit der die Stöße dicht umlegt werden.

Um von Gemütsarbeitern den Erdschloß fernzuhalten, sei das Beimenagen von Torfmüll empfohlen. Er hält den Boden feucht und loder und sichert den Pflanzen somit ein freudigeres Gedeihen, so daß also indirekt der Floh bekämpft wird, da er an schnell wachsenden gesunden Pflänzchen nicht die entsprechenden Angriffsflächen findet.

Schlecht anwachsende junge Eibäume sollte man nicht ohne weiteres wegwerfen. Man nehme sie an einem trüben, regnerischen Tage aus dem Boden, schneide die Wurzeln nochmals nach und stelle sie über Nacht ins Wasser. Nach erneutem Pflanzen und Wässern wird sich bald der Trieb zeigen. Auch empfiehlt es sich, die Stämme mit Stroh zu umwickeln, das mit Lehm anzustreichen ist.

Sei stets höflich und lebenswürdig. Einem höflichen, lebenswürdigen Menschen wird man laun eine Bitte versagen können. Im Gegenteil, man wird sich freuen, sollte man in der Lage sein, die Bitte erfüllen zu können. Höflichkeit und Freundlichkeit ist der Schlüssel zum Menschenherzen. Darum sollen Kinder so erzogen werden, daß sie bei einem Wunsch nicht fordern, sondern die Eltern um dessen Erfüllung bitten. Wer höflich und lebenswürdig zu seinen Mitmenschen ist, wird im Leben vorwärts kommen. Er wird immer Freunde und Helfer finden. Unhöfliche, unliebenswürdige Menschen meiden jeder gern. M. M.

Billiger Topfsalat. 125 Gramm Margarine oder Butter, 1 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Zucker, 3/4 Liter Milch, 10 Gramm Backpulver, nach Belieben Rosinen oder Mandeln oder Zitronat und Pomeranzenschale. Man laßt statt dieser Zutaten nur etwas abgetriebene Zitronen nehmen. Das Fett wird mit 2 Löffel Wasser schäumig gerührt und der Teig dann mit Mehl, Zucker und Milch gut durch einandergerührt und 1 bis 1 1/2 Stunde gebacken. V.

Auslösung.

C	B				
C	O	N	D	O	R
N	A	I	N		
D	I	E	B		
B	O	N	B	O	N
R	N				

Amstel-Rätsel.

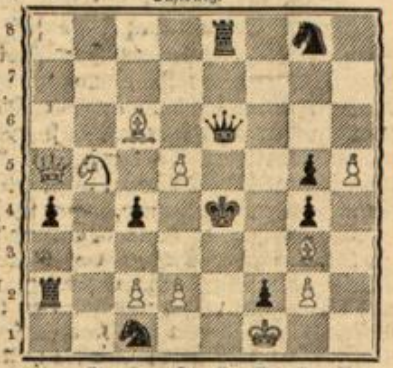
In nachstehender Figur sind die Buchstaben so umzustellen, daß sich folgende Namen ergeben: 1) Total. 2) Deutscher Fluß. 3) Stadt in Preußen. 4) Stadt in Belgien. 5) Deutscher Fluß. 6) Stellung in Belgien. 7) Stadt in Polen. 8) Nebenfluß des Rheins. 9) Konsonant.

A
A A B
E E E E
E E E G I
K L L M M M M
N N N N O
P P R R R
S U Y
Z

Sind diese Namen alle gefunden, dann ergeben sich in der wa- und senkrechten Reihe je ein bedeutender Fliegeroffizier. W. Schmalzried.

Problem Nr. 178.

Von C. E. Lindquist in Säter. Schwarz.



A B C D E F G H
Weiß.
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Wille, Grille. — Des Monogramms: Rosenrücken, Heine, Flügel. Des Bilderrätsels: Ein guter Gelang wischt den Staub vom Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Weisser in Stuttgart.